

Benns Todesarten-Projekt

Die Arbeit bestimmt das Werk: In einem Außenarchiv der Berliner Charité liegen die Sektionsprotokolle, die der Dichter in seiner Zeit als Assistenzarzt angefertigt hat

Es ist eine sonderbare Lektüre. Immer wieder der gleiche Vordruck, immer wieder die gleiche Dramaturgie: Name, Beruf, Alter, gestorben, obduziert, männliche Leiche von kindlichem Alter, weibliche Leiche mittleren Alters, mäßiger, guter, schlechter Ernährungszustand, Zwerchfellstand rechts, links, Lungen sinken nicht zurück, Ober- und Mittellappen spiegelnd und glatt, Herz größer als die Faust, Überzug glatt, Klappen intakt. So geht es weiter von Organ zu Organ, Schnittfläche feucht, elastisch, dunkelrot, Oberfläche glänzend, gespannt, Endometrium schwarzgrün schmierig belegt, Sinus cavernosus mit eitrigem Thromben ausgefüllt. Vier Seiten im Folioformat, vorne auf dem Deckblatt neben den Angaben zur Person die Obduktionsnummer, zwei Felder für die klinische und die anatomische Diagnose und irgendwo auf der oberen Hälfte ein Namenszeichen: B., Benn, Dr. Benn, Be.

Fast dreihundert Sektionsprotokolle hat Gottfried Benn während seiner Assistenzzeit 1912/13 an der Prosektur des Charlottenburger Westend-Krankenhauses angefertigt. Wie Werner Rütbe in seiner Benn-Biographie erzählt, standen sie dort noch Anfang der sechziger Jahre einfach im Regal, eingebunden in großen, schweren Bänden mitten unter den anderen Protokollen, die seither zusammengelassen waren. Danach ist irgendwann der ganze Bestand verschuttgegangen und – so muß man es sich vorstellen – von einem Lageraum in den nächsten gewandert, ohne daß sich weiter jemand dafür interessierte. Die Protokolle mit dem Kürzel Benn waren zwar nicht verloren, aber dem Gedächtnis entfallen. Niemand von den Zuständigen wußte mehr, was sich unter den Hunderten von Bänden verbarg, die kreuz und quer aufgestapelt in einem Außenarchiv der Charité herumlagen. Das wird nun anders: Am kommenden Samstag stellen die Berliner DRK-Kliniken im Rahmen einer Gedenkveranstaltung für Benn die Protokolle der Öffentlichkeit vor.

Dabei ist nichts darin zu lesen, was nicht auch im Protokoll eines anderen Obduzenten auftauchen könnte. Benns Kürzel macht den ganzen Unterschied; diese Signatur verwandelt zwölfhundert Seiten Papier in eine Kollektion von Autographen. Denn mit dem Benn, den man kennt, dem Dichter, haben die Protokolle aufs erste gesehen kaum mehr zu tun, als daß sie offenkundig von derselben Hand herrühren – und nicht einmal das gilt in jedem Fall. Viele wurden auch diktiert.

Das Interessante an diesem Kellerfund ist aber gerade, daß sich aus ihm für das Werk Benns auf dem geraden Wege nichts lernen läßt. Zwar ist das Jahr 1912 auch das Jahr, in dem seine erste Gedichtsammlung „Morgue“ erscheint, der Zusammenhang zum Tagesgeschäft der Pathologie, den der Titel andeutet, ist aber bestenfalls einer der Differenz. Weder enthalten die Protokolle die Realien der Dichtung, noch bilden ihre Sprache und ihr Duktus das lyrische Reservoir. Die „dunkelhellblaue Aster“ zwischen den Zähnen des Bierfahrers, das Rattennest unter dem Zwerchfell der Wasserleiche, der einsame Goldzahn im Mund einer Dirne, den sich der Leichendiener aneignet, die junge Frau und der „Nigger neben ihr“, die im Sektionsaal zum Paar phantasiert werden, und selbst die „Näpfe“, in denen sich zuletzt die Überbleibsel mischen – diese Details, an denen die Morgue-Gedichte aufgehängt sind, kommen in den Protokollen

niemals vor und noch weniger ein Ich oder irgendein anderes Subjekt, das den Aufzeichnungen Perspektive leiht.

Die Sprache des Sektionsprotokolls ist elliptisch und flach. Sie reiht eins nach dem anderen auf, ohne daß aus dem Nebeneinander ein Gesamteindruck hervorgeht. Wenn nach einem zeitgenössischen Leitfaden die Aufgabe des Sektionsprotokolls vor allem darin besteht, „dem Leser ein klares Bild von dem Fall zu geben“, so wird diese Anforderung gerade dadurch erfüllt, daß die Beschreibung mikroskopisch dicht an den Gegenstand der Untersuchung heranrückt. Formelhaft ist diese Sprache, ökonomisch, aber nicht armselig: In einem durchschnittlich langen Protokoll werden so viele verschiedene Adjektive verwendet wie in den Gedichten der „Morgue“ insgesamt. Aber dieser Vergleich ist mit Vorsicht zu ziehen: Man schreibt solche Aufzeichnungen nicht wie eine Verszeile. Nicht der Verfasser bringt sich in ihnen zum Ausdruck, sondern eine Schulung des Notierens.

Kaum eine Wissenschaft hat für ihre schriftlichen Erhebungen so viel Aufmerksamkeit entwickelt wie die Pathologie. Der Grund dafür ist einfach: Beobachtungen lassen sich hier nicht ohne weiteres wiederholen. Vom Gegenstand der Untersuchung verbleiben Laborergebnisse, vielleicht ein Gewebeschnitt oder ein Präparat, aber sonst überdauert der tote Körper im Protokoll. Nur so, in dem, was aufgezeichnet worden ist, kann man auf die Befunde zurückkommen, sie statistisch auswerten oder in Falldarstellungen aufbereiten, kann man im nachhinein neue Diagnosen stellen und für Rentensache oder Rechtsstreit ein Gutachten verfassen.

Die Bedeutung des Protokolls als „wissenschaftliches und amtliches Dokument“ schlug sich in den Sektionsanleitungen aus Benns Zeiten in genauen Vorgaben über Gegenstände und Wortwahl der Protokollierung manchmal bis hin zur Auflistung vorformulierter Fragen nieder. Vollständigkeit und Vergleichbarkeit der Protokolle sollten so gewährleistet werden – ein Ziel, das man heute dadurch zu erreichen sucht, daß der Obduzent Dutzende kleiner Rubriken ausfüllen muß.

Vor allem aber stand hinter diesen Regelungen das Ideal, daß sich das Protokoll als „reine Beschreibung“ bis zuletzt in der Diagnose einer Beurteilung des Vorgefundenen enthalte. Wie man so etwas zu machen hatte, ließ sich zwar in Büchern nachlesen, wirklich gelernt wurde es jedoch durch der eigenen Hände Arbeit: im Studium durch „Übungen im Sezieren und Protokollieren“ und später dann nach den Vorgaben des Chefs. Für Musterprotokolle nach dem Lehrbuch blieb dabei in Charlottenburg keine Zeit. Im Schnitt achthundert Sektionen im Jahr (auf tausend im Krankenhaus Verstorbene) lassen leicht verstehen, daß sich Benn beim Protokollieren so kurz wie möglich faßte und oft (wie manch anderer auch) einfach die verpönte, weil jede Beschreibung ersparende Wendung „o. B.“, ohne Besonderheiten, notierte.

Nur wenig ist bekannt über den Alltag an der Prosektur. Einmal schreibt Benn, daß er sich auch um die Versuchstiere im Stall hinter dem Institut kümmern mußte – man betrieb ein bißchen Tumorforschung. Als Zubrot zum Assistentengehalt (tausend Mark im Jahr, Kost und Logis frei) verfaßte er für die „Berliner Klinische Wochenschrift“ zahllose kleine Literaturreferate, wie übrigens zur gleichen

Zeit auch Alfred Döblin, und selbst der dauernde Galan kommt nicht zu kurz, wenn sich der Assistenzarzt persönlich bei der jungen Medizinstudentin Gertrud Pincsohn als Protokollführer verdingt.

Die literarischen Texte dieser Zeit nehmen auf die Charlottenburger Arbeitswelt mehrfach Bezug. Frech und sehr direkt geschieht dies in der Szene „Ithaka“ aus dem Jahr 1914, in der der Protagonist der frühen Prosa, Dr. Rönne, zur Rebellion gegen das „Feldherrntum des Intellekts“ aufruft. Nicht nur daß das Opfer seiner Anwürfe, der Pathologieprofessor Albrecht, recht deutlich an Benns Chef, Professor Albert Dietrich, erinnert, obendrein erhalten die Studenten Kautski und Lutz, die Rönne bei seinem gewalttätigen Ausbruch zur Hand gehen, die Namen von zwei angehenden Medizinern, die im Sommer 1913 an der Westend-Prosektur hospitierten.

Weitere Anregungen bot der damalige Direktor des Krankenhauses, der Chirurg Fritz Bessel Hagen. Unter seinen Kollegen galt er vor allem als Klumpfuß-Spezialist, sein Entree in die Wissenschaften hatte aber auf einem etwas anderen Feld stattgefunden. Als man nämlich in seiner Königsberger Heimat im Frühjahr 1880 daran ging, das Grab Kants wiederherzustellen, machte der junge Medizinstudent den Philosophenschädel vor dessen erneuter Bestattung zum Gegenstand kranziologischer Studien. Ein langer Aufsatz und prachtvolle Fotografien waren das Resultat seiner Bemühungen, die Einordnung von Kants Schädel in die Kategorie der „ausgeprägten Kurzköpfe“ oder „Hyperbrachycephalen“ der wissenschaftliche Ertrag.

Ob Benn, der schon damals für einen solchen Blick aufs Hirn reges Interesse zeigte, von dieser Episode aus dem Leben des Klinikdirektors wußte, muß offenbleiben. Es liest sich aber wie eine Persiflage auf den Konnex von Geist und Knochen, wenn sich Dr. Rönne – diesmal in der 1916 erschienenen Erzählung „Gehirne“ – mit Blick auf seinen eigenen Schädel fragt: „Wenn die Geburtszange hier ein bißchen tiefer in die Schläfe gedrückt hätte...? Wenn man mich immer über dieselbe Stelle des Kopfes geschlagen hätte...? Was ist es denn mit den Gehirnen?“ Wendet man diese Überlegungen auf Bessel Hagens Exempel an, so wäre der große Denker, der sich dem Experten an „der Massenentwicklung des Scheitellappens und des Occipitallappens“ zu erkennen gibt, „nach Rönne“ am Ende als Produkt einer Ungeschicklichkeit der Hebamme zu verstehen oder, schlimmer gar, der strafenden Hand des Vaters, des Sattlermeisters Kant.

Für die literarische Produktion hat Benns Tagwerk am Westend-Krankenhaus aber noch mehr zu bieten gehabt als augenblickliche Anleihen und Koinzidenzen. Eine Wendung im Verhältnis zur Sprache verbindet sich mit dieser Zeit, die auf grundsätzlichere Weise mit der Arbeit im Sektionsaal zu tun hat. Gleich in den ersten Zeilen der „Gehirne“ heißt es über Rönne, daß er „zwei Jahre lang an einem pathologischen Institut angestellt war“, daß „ungefähr zweitausend Leichen ohne Besinnen durch seine Hände gegangen waren“ und daß ihn all dies „in einer merkwürdigen und ungeklärten Weise erschöpft hatte“. Nicht auf die autobiographische Richtigkeit dieser Sätze kommt es an, nicht darauf, ob es statt zweitausend nur dreihundert Leichen waren, sondern darauf, was als Ausgangspunkt des weiteren Geschehens umrissen wird: die Tätigkeit des Sezierens und die Symptome, mit

denen sie den Obduzenten selbst überzieht. In einem übertragenen Sinne könnte man von einer Leicheninfektion sprechen, wie sie unter den damaligen Verhältnissen – selbst das Tragen von Handschuhen war umstritten – noch häufiger vorkam; nur daß der Erreger nicht den Körper seines Wirts, sondern dessen Handeln anfiel.

Durch den Text der „Gehirne“ zieht sich gleich einem Leitmotiv eine Geste Rönnes. Dieser Handgriff, „so als brähe er eine große, weiche Frucht auf“, läßt sich leicht identifizieren. In der Tradition der Virchowschen Sektionstechnik werden mit ihm die zwei Hälften des Großhirns auseinandergebogen, um im Blick auf den Balken die eigentliche Eröffnung des Organs einzuleiten. Das Wissen, auf das diese Geste verweist und von dem her sie ihren Sinn erhält, dieses schulmäßige Wissen, was man zu tun und herauszufinden hat, ist Rönne vergangen. Der in der Bewegung geronnene Zugriff läuft ins Leere: „Das Leben ist so allmächtig“, bemerkt er einmal, „diese Hand wird es nicht unterwühlen können, und er sah seine Rechte an.“ Übrig bleibt der irritierte Blick aufs eigene Gehirn: „Sehen Sie“, wendet er sich an den Chefarzt, den er eigentlich vertreten soll, „in diesen meinen Händen hielt ich sie, hunderte oder auch tausend Stück; manche waren weich, manche waren hart, alle sehr zerfließlich; Männer, Weiber, mürbe und voll Blut. Nun halte ich immer mein eigenes in meinen Händen und muß immer darnach forschen, was mit mir möglich sei.“

Was hier beschrieben wird, ließe sich am einfachsten als *deformation professionnelle* eines Pathologen verstehen, dem über die Routine seines Handwerks unversehens der sichere, distanzschaffende Zusammenhalt von Gesten, Blicken und Begriffen abhanden gekommen ist. Benns Erzählung wäre also ein Stück schreibend ausgearbeiteter Lebenserfahrung. Das Motto der „Gehirne“ deutet allerdings an, daß unter Umständen das Schreiben selbst und genauer gesagt das Schreiben, wie es dem Pathologen Benn aufgegeben war, am Anfang dieser Verstörung gestanden hat. Denn mit dem Satz „Wer glaubt, daß man mit Worten lügen könne, könnte meinen, daß es hier geschehe“ werden die erzählten Ereignisse in den Kontext einer Sprachskeptis gestellt, die sich damals keineswegs nur in der Literatur und Philosophie geltend machte.

In der vielfach aufgelegten „Pathologisch-Anatomischen Diagnostik“, die Benn aus seinem Studium besaß, kommt deren Verfasser Johannes Orth, Nachfolger Virchows als Direktor des Pathologischen Instituts der Charité, zu dem Schluß, daß das Protokollieren schon deshalb von Vorteil ist, weil „man gezwungen wird, sich die sinnlichen Wahrnehmungen recht klar zum Bewußtsein zu bringen“. Folgt man diesem Gedanken, dann leistet der Schreibakt weit mehr als die Aufbewahrung des Beobachteten. Im Gegenteil und in Anlehnung an Kleists berühmte Formel wäre hier von einer „allmählichen Verfertigung“ des Gewußten aus dem Gesehenen im Vorgang des Schreibens zu sprechen. Unterstützung erhält der Protokollant dabei durch die Rubriken und Spalten des Vordrucks, die eine Ordnung des Beobachteten erzwingen, und durch die Regeln des Protokollierens, die festlegen, was und wie aufzuzeichnen ist. Im Kern aber steht die Notwendigkeit, das jeweils Sichtbare in den adäquaten, hierfür vorgesehenen Ausdrücken festzuhalten.

Die Beobachtungen, die sich an Benns Prosa nach dem Durchgang durch das Schreibregime der Pathologie machen lassen, sind geeignet, das übliche Verhältnis von Wissenschaft und Dichtung umzukehren. Nicht als Quelle oder Arbeitsmaterial fungieren die dreihundert Sektionsprotokolle in diesem Fall, sondern als widerständige Erfahrung, an der sich das Verhältnis zum Schreiben und zur Sprache neu bestimmt. Wo die Morgue-Gedichte, die vor Benns Charlottenburger Zeit entstanden sind, noch ganz auf den Schock ihres Sujets und die Schnoddrigkeit des Ausdrucks

setzen, beschäftigt sich die Prosa der Rönne-Periode in einer Kehre mit dem Darstellungsvermögen von Literatur selbst. Im Werk Benns trüge sich damit eine wissenschaftliche Schreibszenen weiter, die vor allem dadurch gekennzeichnet ist, daß sie nicht den Schreiber in der Fülle seiner Gedanken, sondern den Akt des Schreibens in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stellt und Schreiben statt als Ausdrucksmittel eines Individuums isoliert als Erkenntnisoperation umreißt.

Dies gilt für alle Protokolle, egal, wessen Zeichen auf dem Titelblatt steht, besonders deutlich wird es aber an den Bennschen. Denn sie bringen, ob man will oder nicht, mit dem Kürzel, das sie tragen, eine Art der Lektüre in Gang, für die sie keineswegs gemacht sind. Nicht sie sind von Denk- und Schreibart des Dichters bestimmt, sondern umgekehrt reagiert die Dichtung Benns zu einem gewissen Zeitpunkt auf das Schreiben dieser Protokolle.

Was die großen, schwarzen Bände in sich bergen, geht allerdings über poetologische Bemerkungen weit hinaus, und es geht auch nicht im Nachdenken darüber auf, was Schreiben hier heißt – neben dem Sektionstisch. Mit dem Papier übriggeblieben ist die Arbeit, die getan worden ist; die Masse von Befunden, die das Elend der Zeit in Erinnerung ruft: Tuberkulose, Kindersterblichkeit, physische Auszehrung und die Einzelfälle, die Tragödien der kleinen Leute: zwei Geschwister, die binnen einer Woche an Diphtherie sterben, die Dienstmädchen und Ehefrauen, die an einer Sepsis „post abortum“ umkommen, ein Rangierer, der an Methylalkohol gerät, die Köchin, neununddreißig Jahre alt, die einfach an Erschöpfung stirbt; Vorkommnisse, die stumm aus Daten und ein paar Bemerkungen hervorbekommen. Es ist für wahr keine leichte Lektüre, die sich hier bietet; es ist ein Todesarten-Zyklus, den niemand sich ausgedacht hat, ungeheuerlich. Seite für Seite.